

## „Weniger als 50“

Ich blicke stolz auf die Ziffer auf der Waage, 53 Kilo bei fast 1,80m Länge, ich habe schon vier Kilo abgenommen. Der Spiegel sagt mir allerdings etwas anderes. Ich ziehe die Haut an meinem Bauch nach vorne, eine kleine Rolle halte ich zwischen meinen Fingern. Resigniert lasse ich sie wieder los und drehe mich, sodass ich mit meinem Rücken zum Spiegel stehe. Ich blicke über die Schulter und sehe meine zierliche Statur, schmale Schultern, meine Schulterblätter zeichnen sich stark unter der Haut ab und man kann die einzelnen Wirbel meiner Wirbelsäule zählen. Und trotzdem finde ich, dass ich abnehmen muss. Ich bin fünfzehn, ich muss ausnutzen, dass ich noch wachse und noch dünner werde. Auf 50 Kilo möchte ich mindestens noch runtergehen. Früher wurde ich gemobbt, weil ich zu dick war, aber ich zeige den Leuten von damals, dass ich so wie sie werden kann. Schlank und durchtrainiert. Das Idealbild von einem Jungen. Doch bin ich noch weit davon entfernt. Ich beneide die Jungen aus meiner Klasse um ihre Körper.

Ich seufze und ziehe mir mein T-Shirt wieder an. 20 Minuten laufen und dann nochmal 20 Minuten Krafttraining. Das sechs Tage die Woche, das ist ein gutes Ziel. Ich binde also meine Schuhe und laufe nach draußen. Als ich aus dem Treppenhaus nach draußen trete, beginnt es zu nieseln, klar, es ist Herbst, was soll man auch erwarten in Hamburg. Der Regen wird doller, doch ich laufe weiter, ich muss die 20 Minuten durchhalten, ich habe ein Ziel. Das ist wichtig. Ich muss es schaffen.

In der Schule merken die Leute langsam, dass ich mich verändere, sie schauen mich an, tuscheln heimlich. Doch es sind keine bewundernden Blicke, die sie mir zuwerfen. Sie gucken so nicht, weil ich dem ein bisschen näher komme, was ich schon immer sein wollte. Nein, die Leute runzeln die Stirn, oder mustern mich verächtlich von oben bis unten. Und es tut weh. Jeder Blick, als würde jemand mit einer Nadel in meine Brust stechen. Ich wende mich dann ab, in der Pause verschanze ich mich auf dem Klo und hocke dann auf dem Boden, bis die Pause vorbei ist. Zu den anderen kann ich nicht gehen. Sosehr ich mich bemühe, ich passe dort nicht rein. Sie wollen mich nicht. Was bleibt mir also, als mich mit mir selbst zu beschäftigen? Ich lese dann, lerne Vokabeln oder höre Musik. Es fällt niemandem auf, als wäre einer dieser Spiegel wie aus Polizeifilmen zwischen uns: Ich sehe sie, doch sie können mich nicht sehen. Und so geht es weiter, Tag aus, Tag ein. Je mehr ich mich bemühe, wie sie zu sein, je weniger ich esse, um so schlank zu sein wie sie, je mehr ich trainiere, um mit den sportlichen Jungs mithalten zu können, desto mehr kriege ich Seitenblicke ab. Und in den Pausen dann bin ich wieder allein, getrennt von allen anderen.

Es ist jetzt ein Monat vergangen, ich bin auf 50 Kilo runtergekommen. Wenn ich mich abends im Spiegel betrachte, sehe ich die blauen Flecken von den Sit-Ups auf meiner Wirbelsäule. Es ist schön, die Arbeit, die ich getan habe, an meinem Körper zu sehen. Doch auch meine Mutter sieht es. Abends telefoniert sie mit meinem Vater, sie sind zwar geschieden, doch sie erzählt ihm immer, wie es mir geht und was so los ist. Häufig beklagt sie sich, dass ich zu wenig essen würde. Dass ich viel zu dünn wäre und manchmal weint sie auch. Sie weiß nicht weiter, hat sie mal gesagt, sogar überlegt, ob sie mich einweisen lassen soll, hat sie. Doch das musste sie gar nicht. Mit dem Winter kam auch eine Lungenentzündung und die brachte mich ins Krankenhaus. Mein Hausarzt sagte meiner Mutter, dass ich sofort ins Krankenhaus müsse, weil eine Lungenentzündung bei meinem Gewicht tödlich enden könne. Ich liege also nun in diesem hässlichen

Plastikbett und warte auf Niklas, er soll mir einmal die Woche die Hausaufgaben vorbeibringen. Er kommt immer freitags am Nachmittag vorbei, wir reden nicht viel, er gibt mir eigentlich nur die Mappe mit den Arbeitsblättern.

Ich drücke die Tür zu Zimmer 112 auf, Tom liegt im Bett an der Längsseite des Raumes. Er ist total blass und seine Wangenknochen treten hervor. Er sagt nicht viel, „hi“, als ich die Tür öffne und ein knappes „Danke“, als ich ihm die Mappe mit den Arbeitsblättern auf den kleinen Tisch neben dem Bett lege. Wir haben nicht mehr als das miteinander geredet, ich kenne ihn eigentlich gar nicht, ich weiß wirklich gar nichts über ihn, abgesehen von seinem Namen.

Niklas steht ein bisschen verloren vor meinem Bett herum. Auf einmal fragt er, wie das so wäre, also, so dünn zu sein. Ich meine nur, dass ich mich gar nicht so dünn fühle, wie alle es mir immer sagen. Und dann fange ich langsam an, zu erzählen, wie das alles angefangen hat, so mit dem Abnehmen und so. Er hört wirklich zu. Noch nie hat mir jemand aus der Klasse zugehört. Und es scheint ihn sogar zu interessieren, wie es mir geht.

Tom hatte viel zu erzählen, er hat viel erlebt, nicht nur wegen der Krankheit, auch darüber hinaus. Die nächsten Male, die ich ihn besucht hatte, erzählte er mir von seinen Reisen, die er mit seinem Vater schon gemacht hatte, er ist sogar schon in Australien gewesen. Er war ganz anders, als ich ihn immer gesehen hatte, nicht der stille Typ, nein, er ist sogar echt lustig. Jedes Mal finden wir ein Thema, worüber wir reden können, und das seit mehr als 30 Jahren.